

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 60 (1956-1957)  
**Heft:** 14

**Artikel:** Ostermontag in Italien  
**Autor:** Blum, Ruth  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-670048>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

und von jedem hängt eine Leine ins Wasser. Die Glöckchen bleiben mäuschenstill; kein einziger Fisch, und er schaut zu — es ist sein freier Tag.

«No English!», sagt er und streckt beide Hände aus, den Kopf lachend zur Seite geneigt, ein Südländer. Vor knapp fünf Monaten ist er aus einem kleinen Dorfe auf der Insel Bari ausgewandert und hierhergekommen. Und es gefällt ihm nicht. In der Gegend der 125. Strasse, wo er wohnt, wurde vor wenigen Wochen ein Italienermädchen angegriffen. Aus einem Hinterhalt brachen drei Frauen und zwei Männer hervor — «neri», natürlich, Neger — verlangten die Handtasche des Mädchens, und als es sie nicht fahrenliess, schlugen sie es blutig. Es kam heim, ausgeraubt und blutig geschunden. Die Polizei? Was tut sie schon! In Italien, ja, in Italien geschieht so etwas nicht. Dort herrscht Ordnung. Diese «neri»! Sicher hat er nichts gegen die «neri», aber... Er ist mit Frau und Kind herübergekommen. Ein einziges Kind haben sie, eine siebzehnjährige Tochter. Sie sitzt den ganzen Tag zu Hause, er lässt sie nicht auf die Strasse, ohne dass er selber mit ihr geht. Und «guarda questo», kein Neger soll ihr nahekommen, sonst...

Arbeit hat er gleich gefunden, aber sie macht ihn nicht glücklich. Er ist Maurer, natürlich. Stundenlohn  $3\frac{3}{4}$  Dollar (16 Schweizer Franken). Das ist mehr, als man in manchem gelehrten Beruf verdient... Aber das ahnt er gar nicht. Er ist ein blosser Handlanger in einer riesengrossen Firma. Zu Hause, auf der Insel Bari, hatte er sein eigenes Baugeschäft, bestehend aus ihm selbst und einem «giovano» als einzigem Angestellten. Die Nachbarn sagten: «Francesco, baue mir ein Haus!» Aber hier... die Wolkenkratzer... auf einmal ist er ein Kind, das weinen will. Er müsste weg aus der grossen Stadt. Ein Drittel der Vereinigten Staaten ist ländlich, so ländlich wie Bari. Dort gehört er hin, nach irgend einem kleinen Oertchen in Utah oder Nevada, wo niemand seiner Tochter nachstellt ausser etwa einem Stier, dem man nicht trauen kann. Aber wie macht man das, wie fände er dort eine Stelle? Eine ganze Reihe von New Yorker Organisationen sorgt für die Ansiedlung neuer Einwanderer, einige davon besonders für Italiener, oder besonders für Katholiken. Das wusste er nicht. Mit denen will er sich in Verbindung setzen. Vielleicht hat er Glück?

Ruth Blum

## O S T E R M O N T A G I N

### I T A L I E N

Die Italiener sind gutherzige Leute. Als ich dem kleinen Carlo ein paar Privatstunden gegeben hatte, fanden es seine Eltern schon für angebracht, der Maestra dankbar zu sein. Also luden sie mich ein, mit ihnen in den Frühlingsferien nach B. in Oberitalien zu fahren. Sie seien dort Gäste bei der Zia Teresa, und es fände sich gewiss auch noch ein Bett für die Lehrerin. Nach einigen Ueberlegungen sagte ich zu; denn es reizte mich unheimlich, Italien einmal anders kennenzulernen, sozusagen am Herzen des armen Volkes. Und am Gründonnerstag fuhr ich erwartungsvoll ins Ungewisse hinein.

Das moderne Mietshaus, in welchem Tante Teresa mit ihrem Gatten, dem Fattorino Cesare, und fünf Kindern wohnte, lag ganz am Ende der grossen Fabrikstadt. Es war für italienische Verhältnisse ein hoch feudales Gebäude mit drei Vierzimmerwohnungen, von denen jede eine Badewanne und ein Wasserklosett enthielt. Nur schloss keine Türe ordentlich, und wenn der Filobus vorüberfuhr, klirrten die Fenster, als müssten sie in Brüche gehen.

Ursprünglich war vorgesehen, mich in der Stube auf ein sündenhartes Couch zu betten. Da ich aber mit freundlicher Entschiedenheit auf ein «richtiges» Zimmer drang, wurde ich schliesslich bei einer guten Bekannten in der Nachbarschaft einquartiert. Signorina Mazzacani hiess die Gute, verdeutschte: Fräulein Hundetöterin. Die trat mir bereitwillig ihre eigene Kemenate ab und nächtigte derweil auf einer Küchenbank. Es war eine sehr bescheidene Kammer, in der ich nun acht Tage schlief. Aber eine honigsüsse Madonna bewachte das reinlich bezogene Bett, und ich kam nie in die Lage, die vorsorglich mitgebrachte Packung DDT anzubrauchen.

Tagsüber betrachtete ich die Kirchen und Museen der Stadt oder ich machte Abstecher nach Verona und Bergamo. Zum Nachtessen kehrte ich meistens bei der Tante Teresa ein und verbrachte ein Stündchen oder zwei im Schosse ihrer Familie,

im «Palazzo», wie ich das fensterklirrende Gebäude aus fascistischer Glanzzeit nannte.

Es waren anstrengende Abendstunden für eine Lehrerin mit verbrauchten Nerven. Zur Cena fanden sich regelmässig zehn bis fünfzehn Personen ein, Freunde und Verwandte der Palastbewohner, ein Gemengsel von Onkeln und Tanten, Neffen und Nichten, die alle mit der Maestra di Carlo Freundschaft schliessen und gleichzeitig Teresas Küche geniessen wollten. Denn kochen konnte die Zia, der tausend! Jede Minestra, jede Polenta ein Gedicht, von Poulets und Hasenbraten gar nicht zu reden! Und der «vino rosso» floss in Strömen. Alle Anverwandten legten gemeinsam Geld zusammen, um recht österlich schwelgen zu können. Mir fielen fast die Augen aus dem Kopfe beim Anblick der ägyptischen Fleischöpfe, die so leichtsinnig den magern Börsen dieser armen Leute abgerungen wurden.

Unvorstellbar der Krach, der diese Gastmähler begleitete! Alles schrie und lachte durcheinander, während das Radio mit Lautstärke Z dazwischen brüllte und durchs offene Fenster ein wahrhaft infernalischer Strassenlärm drang. Und obwohl ich ehrliche Freude an diesen warmherzigen und liebevollen Menschen hatte, atmete ich doch jedesmal erlöst auf, wenn ich mich in vorgerückter Stunde ins stillere Revier der Signorina Mazzacani davonmachen konnte.

Aber es sollte noch besser kommen. Ich wurde dringend eingeladen, den ganzen Ostermontag mit der Sippe zu verbringen. Und da ich keine Ahnung hatte, was das ostermontägliche Familienfest dem italienischen Volk bedeutet, sagte ich ahnungslos ja zu diesem Projekt. Es hiess, man wolle — die vom vielen Kochen ermattete Teresa ausgenommen — zusammen «al bosco» gehen und dort pick-nicken. Ich war sehr begierig auf diese Waldpartie, obwohl ich in weiter Umgebung der Stadt nirgends eine Andeutung von Wald entdeckt hatte. Und überdies sah der Himmel nach Regen aus.

Ich will's kurz machen und nur gleich gestehen, dass der «Wald» aus ein paar Ginsterstöcken zu Füßen einer hohen Böschung bestand, an der äussersten Peripherie der Stadt. In nächster Nähe befand sich eine übel aussehende Osteria, die mich ans berühmte Wirtshaus im Spessart gemahnte. Aus dieser Spelunke holten die Männer unzählbare Fiaschi, die nun fleissig von Mund zu Mund gingen. Mit dem Vespere wurde noch zugewartet.

Zwei Stunden sassen und lagen wir im Ginster herum, tranken rundum aus der Flasche und san-

gen unaufhörlich das Lied von den Papavori. Von Zeit zu Zeit kletterte ich die Böschung hinan, erstens, um die Standfestigkeit meiner Füsse zu kontrollieren, zweitens, um allfälligen weitem Präsentationen der Flasche zu entgehen. Denn das rote Gesöff darin erinnerte mich lebhaft an jene Tranksame, die im Klettgau «Burligägger» heisst. Und meine lieben Freunde waren jedesmal beleidigt, wenn ich «basta, basta» sagte.

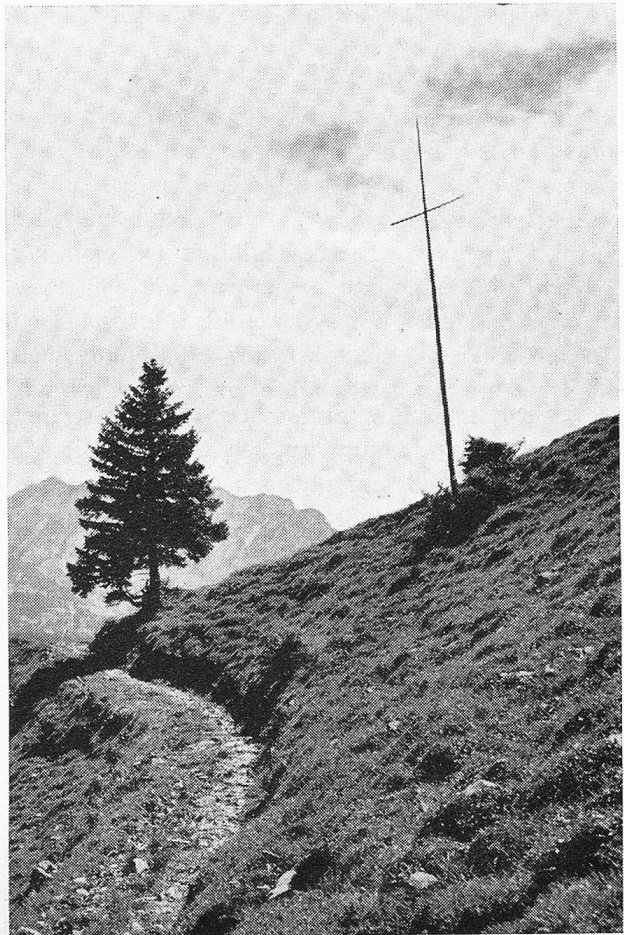
Dann fing es zu regnen an. Ich hoffte schon, man würde «a casa» gehen. Leider täuschte ich mich. Onkel Cesare erteilte das Kommando: «All'osteria!» Und das Wirtshaus im Spessart nahm uns auf.

Was uns dort erwartete, spottet jeder Beschreibung. Das ganze Proletariat der Stadt hatte sich in der vor Schmutz starrenden Kneipe Stelldichein gegeben, familien- und sippenweise. Dicht zusammengepfercht sassen Urahn, Grossmutter, Mutter und Kind mit ihren männlichen Begleitern an langen, rohen Holztischen zusammen und vertilgten das mitgebrachte Vesperbrot, wozu der Wirt nichts als den Wein lieferte, diesen aber in rauhen Mengen. Schimpfende Mütter, heulende Kinder, kreischende Liebespaare, kläffende Hunde gaben alle menschlichen und tierischen Urlaute von sich. Moraspieler brüllten sich hektisch abgerissene Zahlwörter zu. Ein Radio tobte im Innern der Spelunke, ein zweites auf dem Vorplatz, wo sich trotz des feinen Regens ein wildes Tanzen erhob.

Onkel Cesare hatte für uns einen Tisch reservieren lassen. Und nun begann eine intensive Schmauserei: Jede Tante, Nichte und Base hatte etwas Essbares mitgebracht, Brot, Eier, Salami, Salat. Teller, Gläser und blecherne Bestecke wurden ausgepackt. Und ehe ich mich wehren konnte, türmten sich Berge von Fressalien auf meinem Teller. Dabei lag mir das üppige Mittagmahl noch zuoberst im Magen. Allein, mein verzweifeltes «basta, basta!» verhallte ungehört. Alles hatte sich verschworen, mich mästen zu wollen. Ich schlang und schlang — und immer war der Teller wieder voll. Zuletzt blieb mir nichts anderes übrig, als den «Salami» — oder was es sein sollte — fortzu heimlich in den Mantelsack zu stopfen. Und den «Burligägger» goss ich verstohlen unter den Tisch.

Es war grauenvoll, um so mehr, als keine ablenkende Unterhaltung möglich war. Wer sich verständlich machen wollte, musste die Worte seinem Nachbar in die Ohren brüllen. Jeder normale Menschenlaut ging im satanischen Getöse unter.

*Kreuz im Gebirge*  
*Photo Max Pfister*



Ich versank in melancholisches Schweigen. Ob der kleine Carlo meine Qualen ahnte? Er zupfte mich plötzlich am Aermel und schrie: «Is doch Blödsinn mit Italie, so vili Grach! I gange lieber wider in Isvizzera, dei so ssööni Rueh!»

Um halb sechs Uhr waren meine moralischen Kräfte total abgebaut. Plötzliche Uebelkeit vor-schützend, äusserte ich spontan meinen Entschluss, heimzugehen. Der grosse Cerini, der lange in der Schweiz gearbeitet hatte, sah mich durchbohrend an und sagte: «Is au wohr, was Signorina maestra seit? Würkli slächt? Nid blos basta, basta vo armi Lüüt und wüessti Beiz?» Ich fühlte, wie ich er-rötete, blieb aber standhaft bei meiner «Schlech-tigkeit», schon der armen Kinder wegen, die mit weinerlichen Stimmen ebenfalls «a casa» be-geherten.

Und durch strömenden Regen, aber mit befrei-ter Brust, wanderte ich mit den Kleinen zur Zia Teresa zurück.

Dort musste ich wohl oder übel noch ein wenig «tun als ob», um meine Flucht aus dem branden- den Chaos zu rechtfertigen, und mir mit Leidens- miene auf den Magen zu klopfen, was mir einen Schwall tröstender Worte und zwei Tassen Ka- millentee eintrug. Darauf empfahl ich mich schleu- nigst und schlenderte gemütlich zur Fräulein Hundetöterin hinaus, wobei ich nicht versäumte, unterwegs den Inhalt meines Mantelsackes ver- schämt auf ein stilles Mäuerchen zu legen — zur Freude aller herrenlosen Hunde im Quartier, die trotz der Signorina Mazzacani ein lustiges Dasein führten.

Es war ein stiller Abend. Der Regen rauschte sacht in den Kronen blühender Pfirsichbäume, und das harmonische Fallen der Tropfen tat mei- nen havarierten Nerven gut. Ich musste auf ein- mal an Faust' Osterspaziergang vor die Stadt den- ken. Ob Goethe seinen Helden im Volkstrubel dieses Nachmittags auch hätte sagen lassen:

«Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!»?